

Was wünscht sich der Bewohner? : Qualität nach innen und aussen

Autor(en): **Rellstab, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **83 (1988)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-175358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Que souhaite l'habitant?

Quand on parle de transformation, on pense d'abord aux bâtiments, aux propriétaires, aux architectes, aux entrepreneurs. Mais ceux qui habitent ces maisons? Que souhaitent-ils pour leur demeure? Et qu'en est-il des interactions entre environnement bâti et environnement social?

La maison étant devenue (après la voiture) une sorte de symbole du statut social, on y reçoit davantage, on en soigne le style, et l'on s'éloigne du «fonctionnel». Par exemple, la cuisinette-laboratoire n'a plus la cote; la ménagère suisse veut à la fois une cuisine où l'on puisse se tenir et prendre certains repas, et une salle à manger pour d'autres circonstances. Cela ne peut d'ailleurs qu'être favorable à la vie familiale. Parallèlement, la chambre où l'on se tient tend à devenir une simple pièce pour la lecture et la télévision, de sorte qu'on y demande moins d'espace. En revanche, on désire une plus grande interchangeabilité des pièces – et voilà l'une des raisons pour lesquelles les maisons anciennes sont si appréciées.

On tient également à être protégé du bruit: celui de l'intérieur, ce qui implique une bonne isolation; et celui de l'extérieur, d'où un rapport étroit entre la qualité de l'habitat et l'état de la circulation environnante. Aujourd'hui, dans la liste des vœux, la tranquillité a largement pris le pas sur «la vue». Quiconque a vécu quelque temps dans un building de béton rêve d'une petite maison familiale; mais comme on doit aussi éviter le lotissement de nos paysages, il faut absolument offrir une solution de rechange, aussi la protection contre le bruit est-elle une des qualités primordiales de l'habitation.

Dans les bâtiments récents, là surtout où les prix du sol sont élevés, les réduits et autres locaux annexes sont une rareté. Ici encore s'avère la supériorité du logis ancien. La question

Was wünscht sich der Bewohner?

Qualität nach innen und aussen

Wer von Umbauen spricht, denkt vorab an Häuser, Eigentümer, Architekten, Bauunternehmer. Wo aber steht der Bewohner? Was für Ansprüche stellt er an seine Wohnung? Und wie steht es um die Wechselwirkung zwischen (um)gebauter und sozialer Umwelt? Der folgende Beitrag antwortet darauf.



Eine kleine Traumhaus-Auswahl.

Des Schweizers Traum: ein eigenes, freistehendes Haus. Leider eine landschaftsverschlingende Lösung (Archivbild)
Le rêve du citoyen suisse: une maison individuelle. Solution qui hélas détruit les paysages.

Welches ist die Traumwohnung, das Traumhaus der Schweizer? Gefragt wurden Bewohner, Mitarbeiter von Ämtern, Innenarchitekten, Gartenarchitekten, Architekten, der Mieterverband und der Hauseigentümergeverband, Investoren und Vermieter, «gewöhnliche» Quartierbewohner und Quartiervereinspräsidenten. Die Antworten drehen sich um die Wohnung, das Mehrfamilienhaus, das Wohnumfeld und ums Quartier.

Statussymbol

Zunächst also zur eigentlichen Behausung, zum Nest, zum Home and Castle, zum intimsten Bereich – der möglicherweise einiges von seiner Intimität eingebüsst hat, denn die Wohnung ist offenbar – nach dem Auto – zum Statussymbol geworden. Und da ein Statussymbol wenig nützt, wenn es sich nicht vorzeigen lässt, kann man davon ausgehen, dass Herr und Frau Schweizer öfter Besuch haben als früher. Das würde ins Bild passen,

zum Trend in Richtung Privatheit, zur vielbejammerten Abkehr von den Dingen der Öffentlichkeit. Die Wohnung als Bühne, auf der wir uns produzieren – so nannte es eine Gesprächspartnerin. Die Wohnungen werden wieder stark «gestyled». Ist er vergessen, der Funktionalismus? Interessant ist diese Frage, wenn wir die Beziehung zwischen Küche, Essraum und Wohnraum beleuchten. Dass die Labor- und die Cockpitküchen vorbei sind, das weiss man. Dass aber der rustikale Küchentrend bereits nicht mehr so eindeutig ist und weisse Küchen wieder gefragt sein sollen, das ist eher neu. Es scheinen sich so etwas wie zwei Trends herauszubilden: Die traditionelle Schweizer Hausfrau will noch immer beides. Sie wünscht sich eine abschliessbare Küche mit Essgelegenheit – fürs Frühstück und für die Mahlzeiten «nur» mit den Kindern. Dazu will sie ein Esszimmer haben, und zwar ein richtiges, für die Familienmahlzeiten und für Gäste.

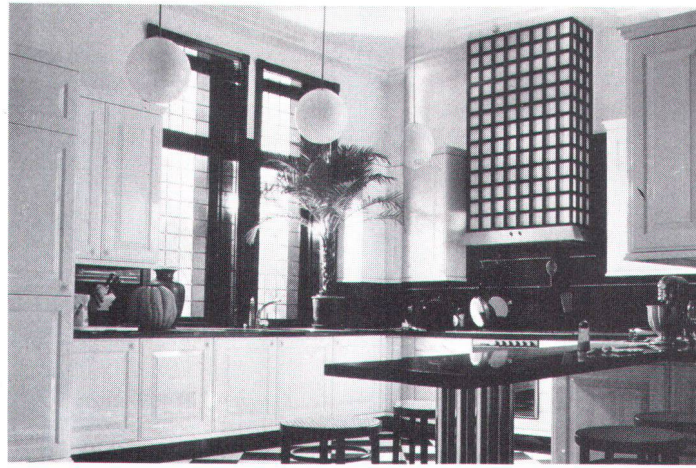
Salonfähige Küche

Die zweite Linie geht in Richtung Wohnküche. Kochen und Essen werden zur Esskultur hochstilisiert. Gesellschaftliche Veränderungen finden eben ihren Niederschlag in den Bauten. Seitdem auch besergestellte Kreise keine Köchinnen und Dienstboten mehr beschäftigen, seit die Hausfrau, und mittlerweile hier und dort auch der Hausherr, selber in der Küche steht, ist der Ort des Kochens eben aufgewertet, sozusagen salonfähig geworden, und die Küche wird denn auch teuer wie ein Salon ausgestattet. Der Trend über die Essküche zur Wohnküche ist begrüssenswert. Wohnküchen sind kinder-, familien- und frauenfreundlich. Man ist beieinander, hat genügend Platz, und die Hausfrau und Mutter fühlt sich nicht isoliert. Wohnküchen brauchen nicht luxuriös ausgestattet zu werden, um gemütlich zu sein – nur an drei Dingen sollten keine Abstriche gemacht werden: Es

braucht *Tageslicht*, einen *guten Abzug* und *genügend Platz*. Dies insbesondere, wo die Kinderzimmer zu klein geraten sind, und das sind sie in Neubauten sozusagen immer. Zwei Kinder auf mindestens zwölf Quadratmetern – so will es die Norm. Viele Eltern fügen sich diesem Diktat nicht mehr und belegen solche Zimmer nur mit einem Kind. Unser Wohlstand ermöglicht das.

Austauschbare Zimmer

Um ein Objekt gut verkaufen oder vermieten zu können, ist ein grosses Wohnzimmer noch immer von Vorteil, scheint aber an Bedeutung zu verlieren, wird sogar *auf ein kleines Lese- und Fernsehzimmer* reduziert, sobald mehr Wohnfunktionen auf andere Bereiche verlagert werden können – in die erwähnte Ess- oder Wohnküche oder ins sogenannte *grüne Zimmer*, von dem noch die Rede sein wird. Die *Austauschbarkeit* der Zimmer ist eine wichtige Forderung, und dort ist einer der Gründe zu suchen, warum *Altbauwohnungen* so beliebt sind. «Es muss nicht unbedingt ein Bauernhaus sein oder ein Jugendstilbau», sagte ein Immobilienhändler und Wohnungsvermieter, «(vor Bauhaus) ist wichtig.» Das gibt zu denken! In Altbauwohnungen sind die Zimmer nicht so genau für eine bestimmte Nutzung vorbestimmt wie in einem Bau



Wohnküchen sind begehrt und entsprechen dem «partnerschaftlich» bewältigten Haushalten ohne Boten (Archivbild)

On demande des cuisines habitables, qui favorisent les relations familiales dans les ménages sans personnel de maison.

«nach Bauhaus». Anordnung der Fenster und Türen und der Steckdosen zwingen in einem Altbau weniger zu einer ganz bestimmten Möblierung als in einem neueren Bau. Man spricht heute übrigens eher vom *Abtauschen der Zimmer* als vom flexiblen Grundriss. Gipswände herauszuschlagen oder einzuziehen hat sich denn doch als eine recht mühsame Sache erwiesen. Und Schiebewände und Faltschichten lassen akustisch zu wünschen übrig.

Hellhörige Bewohner

Die Zimmer nicht normgemäss zu nutzen hat natürlich auch mit *Schallproblemen* zu tun. Die Räume müssen sehr gut isoliert sein, will man in einem Raum ein *Kinderspiel-*

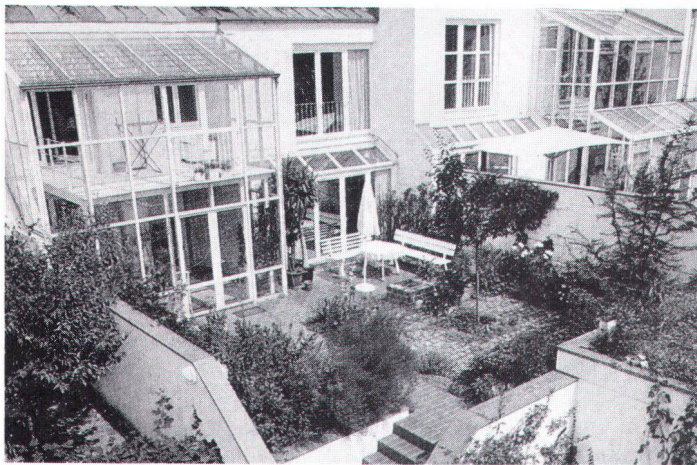
zimmer einrichten, während das Zimmer in der unteren oder oberen Wohnung als *Schlafzimmer* dient. In der Tat: der heutige Wohnungssuchende ist *hellhörig* geworden in bezug auf die Ringhörigkeit. Wer eine Weile in einem billig gebauten Betonwohnblock gelebt hat, denkt mit Sehnsucht an ein Einfamilienhaus. Wollen wir aber eine *Verhäuslung unserer Landschaft* vermeiden, müssten wir echte Alternativen anbieten. *Optimaler Schallschutz* ist eine der wichtigsten Eigenschaften eines Wohnbaus.

Obschon Spannteppiche gegen Trittschall gut isolieren, ist das Hervorholen, Abschleifen und Versiegeln von alten *Parkettböden* Mode geworden, und auch der Ruf nach phantasievolleren, neuen Parketten ist zu vernehmen. Oft sind die alten Böden so schön, dass die Bewohner keine Lust haben, lose Teppiche daraufzulegen. Pech für jene, die unterhalb wohnen.

Korkböden – heisst es – seien wieder beliebter als auch schon, möglicherweise im Zusammenhang mit der *Renaissance der fünfziger Jahre*. Beobachten wir doch mit Schmunzeln, wie die Teenager die Nierentische vom Estrich holen. Hier und dort sind *Steinböden* gefragt, in Wohnzimmern mit Bodenheizung. Hauseingänge werden dank schön gemaserten Steinplatten zu Eingangshallen. Auch hier

est d'autant plus importante que les heures de loisirs ont, dans l'ensemble, augmenté, et que le «bricolage» se développe: on bricole *dans* son logement et *pour* son logement – à condition que le propriétaire soit d'accord et que tout soit remis en l'état en cas de départ. Cette éventualité fait obstacle à la réalisation du rêve d'aménager son «nid». Nous devrions déménager moins souvent: dans cette époque, un meilleur enracinement serait souhaitable.

C'est d'ailleurs un vœu général des locataires de pouvoir rester où ils sont même en cas de travaux de rénovation. Souvent, à la suite de partages successoraux ou de plusieurs changements de propriétaire, il n'y a pas d'autre choix – sans renoncement à un bénéfice – que de chasser les locataires pour cause de modernisation et d'en chercher de plus riches. Ce n'est pas seulement pénible pour les intéressés, c'est aussi une destruction des liens sociaux dans un immeuble ou une rue, une atteinte à la qualité de la vie qui, dans nos villes, devrait plutôt être améliorée. La rénovation d'immeubles doit tendre, en particulier, à favoriser l'accès au «bon air» des occupants. Communes, Sociétés coopératives, Caisses de pensions, Compagnies d'assurances et propriétaires devraient toujours y penser lorsqu'ils rénovent des logements. Une méthode peu conventionnelle mais pratique consiste à «suspendre» balcons ou jardins d'hiver sur les façades. La verdure environnante a aussi son importance, et il faut pouvoir non seulement la contempler, mais aussi l'utiliser (bancs, places de jeu – sous réserve des craintes quant au bruit!). Les transformations extérieures suscitent, elles aussi, toujours de l'inquiétude. Pour l'éviter, il faut en parler aux locataires. En fait, comment leur parle-t-on, dans un grand immeuble locatif?... Il serait souvent nécessaire de créer des organisations de locataires, comme l'a fait la «Winterthur-assurances» pour le bâtiment



Jeder Wohnung ihren Aussenraum! Das kann bedeuten: Balkon, Terrasse, Attika, Gartenanteil, eigener Garten (Archivbild)

A chaque logement son espace au bon air! Ce qui signifie: balcon, terrasse, attique, coin de jardin ou jardin individuel.

wird spürbar, dass wir fürs Wohnen mehr Geld ausgeben als früher. *Stein als Küchenabdeckung, Steinplatten in den Badezimmern.* Ein *Badezimmer* der mittleren und oberen Mietklasse ist nicht mehr nur ein Ort, wo man sich wäscht, es ist zum *Raum für Körperkultur* aufgestiegen.

Nebenräume

Jene, die in ein *Haus mit Flachdach* ziehen, verzichten auf einen *Estrich*. In Neubauten, insbesondere in Gebieten mit hohen Bodenpreisen, haben *Abstellräume* in der Wohnung, *Reduits, Seltenheitswert*. Auch hier ein Pluspunkt für die alten Häuser, welche Stauraum in Hülle und Fülle anbieten, was sich auf die Gestaltung der Wohnung selbstverständlich auswirkt, weil man vieles verschwinden lassen kann, was sonst herumstehen würde. Und mancher Nebenraum, mancher «*Schlupf*» dient – verbotenerweise – als *Teenagerbude*, als *Spielecke* oder *Bastelraum*. Das spielt in unserer freizeitgesegneten Zeit eine grosse Rolle. Statistiken zeigen es deutlich: unsere arbeitsfreie Zeit verbringen wir am allerliebsten und am häufigsten in der Wohnung. Zeit, die wir in unserer kopflastigen Zeit gerne dazu benützen, *mit den Händen* zu arbeiten. Basteln und Werken in der Wohnung und *an der* Wohnung werden grossgeschrieben, sind ein Teil des Geschäftes mit der Freizeit geworden.

Viele von uns möchten also freie Zeit zur Verschönerung ihres Heimes aufwenden. Dürfen wir das? Selbstverständlich dürfen wir das. Aber nur mit dem *Einverständnis des Eigentümers* und nur, wenn wir *alles rückgängig* machen, wenn wir ausziehen. «Da müssen Sie halt investieren!» Mein Interviewpartner dachte dabei wohl nur ans Investieren von Geld. Wenn einer aber seine Wohnung «verschönert», was immer er auch darunter verstehen mag, investiert er nicht nur Franken, sondern auch *Ideen, Zeit, Liebe* zum Detail. Wenn er weggehen muss, ist er

gezwungen, sein Werk zu zerstören. Es leuchtet ein, dass das Barrieren aufbaut, Hemmungen, sein «Nest», seine «Höhle» wirklich so auszubauen, wie man es sich träumt. Das wäre aber wichtig für ein wirkliches Sich-zu-Hause-Fühlen. Wir würden vielleicht weniger häufig umziehen. Eine Verwurzelung wäre besser möglich; in unserer mobilen Zeit ist das ein Anliegen.

Soziale Netze

Hier ist die Stelle, ein *weiteres Bewohneranliegen* anzubringen: Bleiben dürfen trotz Sanierung! Viele Wohngenosenschaften und auch städtische Liegenschaftsverwaltungen und auch private Gesellschaften, die über Siedlungen verfügen, geben sich Mühe, mit einer Sanierung keine Bewohner zu vertreiben. Nach Erbteilungen oder nach mehrmaligem Handwechsel bleibt *ohne Verzicht auf Gewinn* oft keine andere Wahl, als mit dem Mittel Sanierung die Mieter zu vertreiben und andere, solventere zu suchen. Das ist nicht nur hart für jene, die es trifft, es ist auch eine *Zerstörung des sozialen Netzes* in einer Strasse oder Siedlung, ein Abbau an Lebensqualität – die in unseren Städten doch eher gesteigert werden sollte.

«Maisonnette mit Gartenanteil unten und Maisonnette mit Dachterrasse oben», lautet die Trendmeldung des Investors. In der Tat, die befragten Bewohner haben am liebsten einen *Balkon*, einen tiefen Balkon, einen, auf dem man essen kann, am allerliebsten eine *Kombination von Loggia und Balkon*. Schmale Balkone sind nicht gefragt. Sie dienen nur als Geranienkistchenhalter oder zum Kleiderlüften.

Ruhe vor Aussicht

Ob ein Balkon benützt wird, hängt nicht nur von seinen Dimensionen ab, sondern auch von der Lage des Wohnhauses, denn die Sensibilisierung der Bewohner für *Lärm* betrifft nicht nur das Innere der Häuser, sondern auch den Lärm von ausserhalb. «*Ruhe*» steht auf der Wunschliste der

Bewohner ganz oben, neuerdings sogar noch vor der Position «*Aussicht*». Das erstaunt weiter auch nicht, wenn wir uns vor Augen halten, dass von 800 km Strassen der Stadt Zürich gegen 200 km Hauptstrassen sind, an welchen eben durchaus nicht nur Büros und Fabriken stehen. «Da können Sie Luxus einbauen oder mit dem Mietzins herunter wie Sie wollen, solche Liegenschaften sind nicht mehr gefragt.» Das gilt natürlich *nicht nur für Städte*, sondern auch für weite Bereiche der *Agglomerationen*. Die Verbesserung der Wohnqualität hat also direkt mit dem *Verkehrsregime* zu tun, und nicht nur die Wohnqualität, mittlerweile auch die Werterhaltung der Häuser. Und wie steht es mit dem *Wunsch nach einem Garten*? Nicht zuviel davon und nicht zuwenig. Und bitte pflegeleicht. Direkte Ausgänge auf Gartensitzplätze sind sehr gefragt, ausser von ängstlichen Hausfrauen. Terrassen und Dachterrassen sind begehrt, aber teuer. Wenn jetzt die Städte darangehen, die Begrünung von Flachdächern nicht nur zu erlauben, sondern sogar zu fordern, kann dies nicht nur eine Verschönerung der Dachlandschaft zur Folge haben, sondern auch vielen Stadtbewohnern ein Leben an der «frischen» Luft ermöglichen.

Hoffen wir, dass der *Trend zum «grünen Zimmer»* dazu beiträgt, die Massnahmen, die uns eine bessere Luft bringen, besser durchzusetzen. Auf jeden Fall sollten Gemeinden, Genossenschaften, Pensionskassen, Versicherungen und private Eigentümer beim Sanieren von Liegenschaften daran denken, «*Luft-Zimmer*» vorzusehen. Eine unkonventionelle Methode ist das Rucksack-Prinzip, mit welchem Balkone und Wintergärten an die Fassaden «angehängt» werden.

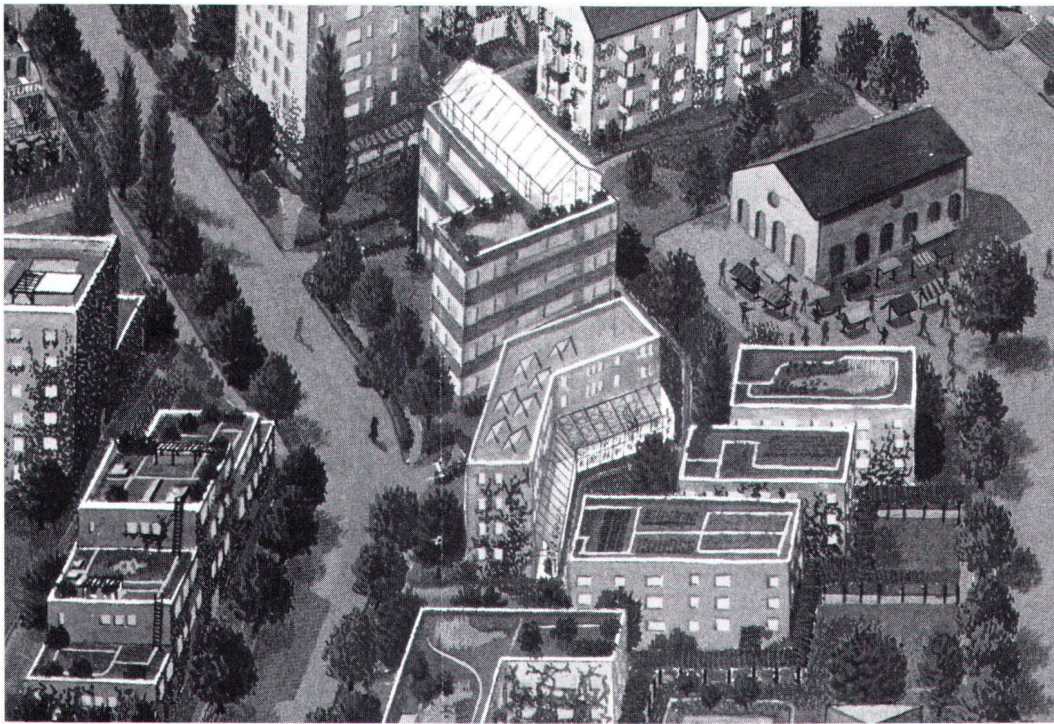
Das Siedlungsgrün

Wir bleiben noch eine Weile beim Stichwort «grün», wechseln jetzt aber von der Wohnung zum Haus und machen

uns zunächst *Gedanken zum Siedlungsgrün*. Es soll besser benützlich gemacht werden. War es bisher eher zum Betrachten geeignet, soll es jetzt vermehrt zur Betätigung anregen. Denken wir an die Nachkriegssiedlungen, an die offene Bauweise, an die Wohnblöcke mit den vier, sechs oder auch acht Wohnungen und den langen, schmalen Rasenstreifen dazwischen, locker bepflanzt mit einzelnen Bäumen und kleinen Gruppen von Büschen. Zum Teil hatten diese Siedlungen von Anfang an *Gartensitzplätze*; wo sie fehlen, sollen sie jetzt geschaffen werden, notfalls mit der Hilfe von Aufschüttungen. Gartensitzplätze werden nur benützt, wenn ein *Sichtschutz* gewährleistet ist, sei dies durch hohe Pflanzen oder mit einer Pergola. Diskutiert werden auch *Pflanzplätze* und die Möglichkeit, *Kleinst- und Kleintiere* zu halten. Beides erntet bald Begeisterung, bald Ablehnung. Den Anblick von Pflanzplätzen empfinden die einen als fröhlich und abwechslungsreich, die anderen als unordentlich. Das gleiche gilt für *Spielplätze* – wobei hier noch die Angst vor Lärm dazukommt.

Die Diskussion über eine Neugestaltung des Siedlungsgrüns hat bereits auch *Grosssiedlungen der Moderne* erfasst. Fürs Tscharnergut zum Beispiel hat ein junger Landschaftsarchitekt einen Vorschlag vorgelegt. Dieser zielt darauf ab, den offenen, allmendartigen Aussenraum der Siedlung besser zu strukturieren.

Da Veränderungen, die von aussen kommen, immer Angst verursachen, sind sie nur zu verwirklichen, wenn ein Gespräch stattfindet zwischen den Beteiligten, den Eigentümern, dem Hauswart und den Mietern. «Die Mieter!» Wie spricht man mit den Mietern einer Grosssiedlung? Es müssen Mieterorganisationen gebildet werden, das hat zum Beispiel die «*Winterthur*»-*Versicherungsgesellschaft* eingesehen, die jetzt darangeht, in Greifensee eine Göhner-Sied-



Viel Grün ist erwünscht, falls pflegeleicht. Grosse Gärten aber schrecken oft ab (Archivbild)
 On souhaite beaucoup de verdure, quand c'est facile à entretenir. Mais les vastes jardins effarouchent.

lung mit 470 Wohneinheiten zu sanieren.

Allein oder gemeinsam?

Damit schneiden wir einen Themenbereich an, der noch viel zu diskutieren geben wird, das Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen den beiden Extremen der lebensgefährdenden Vereinsamung einerseits und einem ideologiebefrachteten Leben in einer Gemeinschaft andererseits. Was wollen wir denn nun eigentlich: mehr Gemeinschaft oder weniger Gemeinschaft? Wir könnten es so formulieren: Wir sind zu weit gegangen mit den Erwartungen an Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaften und Siedlungsgemeinschaften und haben deshalb Enttäuschungen hinnehmen müssen. Wir gehen jetzt aber entschieden zu weit mit der Vereinzelung: 29% der Haushalte in der Schweiz sind Single-Haushalte (Zürich 45%!), und diese haben zwischen 1970 und 1980 um 76% zugenommen. Das ist erschreckend!

Wandel der Wünsche

Helfen könnte allenfalls ein sehr differenziertes Angebot

von Kontaktmöglichkeiten, im Mehrfamilienhaus, in der Siedlung, der Nachbarschaft und im Quartier. Wie sollen nun Architekten, Planer und Investoren mit dem Stichwort Gemeinschaft umgehen? Es sind Mehrfamilienhäuser zu bauen mit Innen- und Aussenräumen, die im Laufe der Zeit unterschiedlichen Wünschen angepasst werden können. Und für die Eigentümer und Verwalter heisst das: Bewohnerwünsche nicht unterdrücken, sondern versuchen, ihnen zu entsprechen. Das Unbequeme dabei ist, dass Bewohnerwünsche nicht ein für allemal zu erledigen sind. Sie wandeln sich, je nach dem Alter der Beteiligten. Auch für das Quartier werden Bewohnerwünsche angemeldet. Mehr als früher. Ein starkes Selbstverständnis der Quartiere, die sich allerdings nicht als isolierte Dörfer, sondern als integrierter Teil einer Stadt verstehen sollten, ist unabdingbar, sollen die Bewohneranliegen einfließen können und soll die Lebensqualität in den Städten – dort, wo sie abhanden gekommen ist – wiederhergestellt werden können. Wenn wir von Siedlungserneuerung nach innen spre-

chen, so hat das nicht nur mit Bauten zu tun, sondern immer auch mit dem Leben, das sich darin abspielt. Es geht um die Wechselwirkung zwischen der gebauten und der sozialen Umwelt.

Wenn wir uns das vor Augen halten, wenn wir den Wandel in unserem Alltag zur Kenntnis nehmen – zum Beispiel die Zunahme an Freizeit, das Eingliedern von Frauen ins Berufsleben, die Entwicklung der Arbeit zum Job (nicht für alle, aber für immer mehr Leute), die Wohlstandserscheinung namens Vereinzelung, die wir überhaupt nicht im Griff haben, oder die Frage, wie lange wir noch mit dem Auto wegfahren können, um uns zu erholen, oder ab wann unsere Städte vermehrt Erholungsfunktion zu übernehmen haben –, wenn wir uns diese Fragen stellen und uns von ihnen im Alltag leiten lassen, dann müsste die Siedlungsentwicklung nach innen, die uns jetzt bevorsteht, eigentlich gelingen.

Ursula Rellstab

P. S. Obiger Beitrag ist die gekürzte Fassung eines von der Autorin am Technikum Rapperswil gehaltenen Vortrages und in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienen.

de 470 appartements qu'elle est en train de rénover.

Ici se pose une question: voulons-nous plus, ou moins de communauté? On pourrait dire que nous sommes allés trop loin dans nos espoirs de communautés d'habitation ou de quartier et que des déconvenues en sont résultées; mais que d'autre part, l'isolement va très loin aussi: 29% des ménages, en Suisse, sont des ménages de solitaires (Zürich 45%!); le nombre de ces derniers a augmenté, entre 1970 et 1980, de 76%. Cela a quelque chose d'effrayant.

Ce qui pourrait en tout cas constituer un remède, ce serait une offre différenciée de possibilités de contact, dans le locatif, dans le voisinage, dans le quartier. Comment les architectes, planificateurs et investisseurs doivent-ils traiter le problème communautaire? En construisant des immeubles comportant des espaces intérieurs et extérieurs qui, avec le temps, puissent être adaptés à diverses aspirations. Ce qui signifie, pour les propriétaires et les gérants: ne pas étouffer les vœux des habitants, mais chercher à y répondre. La difficulté réside dans le fait que ces vœux ne sont jamais définitifs, et changent en particulier selon l'âge des intéressés. Les habitants ont aussi des vœux à exprimer pour leur quartier. Davantage que naguère. Une plus forte prise de conscience des quartiers – non pas comme des villages isolés, mais comme parties intégrantes d'une ville – est indispensable; elle permettrait de restaurer la qualité de la vie urbaine là où elle s'est perdue.

Les rénovations intérieures ne concernent pas seulement les bâtiments, mais aussi la vie qui s'y déroule. Il s'agit d'une interaction mutuelle entre l'environnement bâti et l'environnement social. Si l'on ne perd pas ce fait de vue, si l'on tient compte de l'évolution de la vie quotidienne, l'évolution intérieure des habitations, qui a maintenant la priorité à nos yeux, devrait être une réussite.